

„Wer heute noch glaubt, ist intellektuell unredlich.“

Ernst Tugendhat

“Objektive Evidenz und Gewißheit sind zweifellos sehr schöne Ideale zum Spielen, aber wo auf diesem Planeten [...] findet man sie?“

William James

„Unter einem irrationalen Glauben verstehe ich einen Glauben (an eine Person oder eine Idee), bei dem man sich einer irrationalen Autorität unterwirft. Im Gegensatz dazu handelt es sich beim rationalen Glauben um eine Überzeugung, die im eigenen Denken oder Fühlen wurzelt.“

Erich Fromm

Was ist der Unterschied zwischen Glauben und Wissen?
Wieviel Glaube steckt in unseren Wissenschaften?

Diesen und ähnlichen Fragen ist das Projektstudium „Ich glaube, ich weiß es...“ nachgegangen.

Zunächst in seminarähnlicher Arbeit in größeren und kleineren Gruppen. Im zweiten Semester dann in Form von öffentlichen Diskussionsveranstaltungen mit einzelnen und mehreren Gesprächsgästen.

Als öffentliche Präsentation unserer Arbeit verstehen wir vor allem diese Veranstaltungen, zu denen wir teilweise per Email-Newsletter alle Studierenden der HU eingeladen haben.

Die hier zusammengestellten, kommentierenden Berichte über diese Diskussionen sind somit nur der Versuch, den diskursiven Fluss der Argumente in möglichst prägnante Zeilen zu gießen.

Wer dabei war, konnte sich sein oder ihr eigenes Bild machen und anschließend selbst sagen:

„Ich glaube, ich weiß, dass...“

Die Diagnose Hirntod - Sicherer Wissen oder Glaube?

Dag Moskopp, Klinikdirektor der Neurochirurgie am Vivantes Klinikum in Berlin-Friedrichshain, stellt sich zu Beginn seines Vortrags über den Hirntod vor als „Nervenhandwerker“, der tagtäglich pragmatische Entscheidungen treffen muss. Dabei greife er zwar nicht zurück auf absolut sicheres Wissen, aber doch auf eine im Allgemeinen zureichende Basis medizinischer Kriterienkataloge, fachlichen Urteilsvermögens der Kollegenschaft sowie im Einzelfall persönliche Intuition.

Bei ihren ca. 1200 Eingriffen pro Jahr am wohl komplexesten Organ des Menschen, dem Gehirn, sehen sich Professor Dag Moskopp und dessen Mitarbeiter seiner Aussage nach vor allem einer Frage gegenüber: Kann eine Operation die Situation des Patienten verbessern?

Diese dem hippokratischen Eid entsprechende Ethik scheint leitend zu sein auch bei jener Diagnose, die Moskopp und seine KollegInnen regelmäßig stellen müssen: dem Hirntod.

Der Hirntod, das stellt Moskopp gleich zu Beginn klar, wurde nicht etwa erfunden für die Zwecke der Organspende. Nicht Mittel zum Zweck sei diese Diagnose daher. Sie stelle vielmehr den Menschen als Selbstzweck in den Mittelpunkt.

Die Notwendigkeit einer solchen Diagnose, einer Definition des Todes selbst bei noch vorhandener Herz- und Atemtätigkeit, ja bei deutlich sichtbaren Körperbewegungen, sei notwendig geworden durch die seit der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts in den reichen Industrieländern mehr und mehr zur Regel gewordenen künstlichen Beatmung und Ernährung des menschlichen Körpers.

Die Intensivmedizin, die laut Moskopp eigentlich eine Brücke bilden soll, vom kritischen Zustand der akuten Lebensgefährdung zurück ins Leben, sie verliere diese Brückenfunktion heute vielfach, werde zur Reise ohne Wiederkehr in ein Schattenreich des rein physischen Vegetierens an dessen Beginn – und nicht etwa an dessen bisweilen lang hinausgezögertem Ende – mit dem Aussetzen der Hirnfunktion der Verlust der Persönlichkeit stehe.

Weil Moskopp dieses aus seiner Sicht kaum zu verantwortende Vegetieren personal längst toter Menschen verhindern will, verteidigt er die Definition des Hirntods. Aber er gesteht auch zu: Trotz eines breiten Konsensus über die entsprechenden Kriterien und die zu ihrer Feststellung notwendigen Tests, einer weitgehenden Einigkeit auf der empirischen Ebene also, bleiben jenseits davon doch manche Fragen offen.

Zum Beispiel die Frage danach, ob die Person, das Individuum tatsächlich mit dem Aussetzen der Hirnfunktionen über Minuten und Stunden zu existieren aufhöre. Indizien kann Moskopp dafür vorweisen: Nach 10 Sekunden mangelnder Durchblutung des Gehirns entstehen beim Menschen Bewusstseinsstörungen, und schon nach drei Minuten Strukturschäden, die nicht vollständig oder gar nicht mehr beseitigt werden können. Trivial, aber wichtig: Es ist kein Fall bekannt, von einem Menschen, der ohne funktionsfähiges Hirn noch Herr über sein Denken und Handeln gewesen wäre. Daraus schließt Moskopp, schließt die Medizin: Das Gehirn ist nicht austauschbar, nicht ersetzbar, weil es essenzielle körperliche wie geistige Fähigkeiten des Menschen beherbergt, welche ohne es – zumindest in der uns bekannten Welt und Wirklichkeit – nicht mehr ausgeübt werden können.

Dag Moskopp wagt sich indes nicht auf das Feld philosophischer Spekulationen über den Wesenskern menschlicher Individualität. Er folgt lediglich der Faustregel des „Nervenhandwerkers“: Ohne Hirn keine mentalen Funktionen, ohne Geist keine Autonomie der Person. Die teilweise irreführenden Begrifflichkeiten der Medizin hinterfragt er dabei genauso, wie philosophische oder theologische Ansprüche auf eindeutiges Wissen.

Und natürlich seien dann noch weitere, letztlich nicht durch die Medizin zu beantwortende Fragen zu klären: Welche Form des Lebens gilt uns überhaupt noch als menschlich und somit schützenswert? Was sind sichere Anzeichen des Todes?

Diese Fragen, so Moskopp, würden je nach kultureller und religiöser Prägung anders beantwortet. So gehe man außerhalb des Christentums von einem weitaus längeren Verbleib der Seele im Körper des Toten aus – und stehe somit der Organspende eher skeptisch gegenüber. Solche Positionen will Moskopp nicht angreifen oder gar widerlegen. Für ihn aber bezeichnet der Hirntod einen ‚point of no return‘, vergleichbar einem Turmspringer, der sich gerade vom Sprungbrett abgestoßen hat. Wer hirntot ist, der kehrt nicht als der Mensch, der er war ins Leben zurück, ist für den Neurochirurgen ein Körper ohne wesentlichen Inhalt.

Aber wie verlässlich ist die Diagnose Hirntod? Eine absolute Sicherheit kann und will Dag Moskopp nicht bieten, verweist aber auf die sehr guten Erfahrungswerte mit einem Diagnoseverfahren, das Sicherheit vor Schnelligkeit stellt und doppelt untersucht, was bei einfacher Überprüfung fehlinterpretiert werden könnte. Keine Fehldiagnose sei bisher bekannt geworden und dies trotz der auf intensivmedizinischen Stationen stets gegebenen Pluralität ärztlicher Fachkenntnis und der damit verbundenen, gegenseitigen Kritik und Überwachung.

Das Diagnoseverfahren sei vollkommen transparent und prinzipiell von jedem Laien nachvollziehbar. Die Verlässlichkeit dieser Diagnostik erscheint Moskopp vollkommen ausreichend, auf dieser Basis Entscheidungen über die Angemessenheit lebensverlängernder Maßnahmen zu treffen, oder eine Organentnahme vorzunehmen, wenn dies durch einen Spenderausweis vom Patienten autorisiert ist.

Dag Moskopp möchte die Diskussion über den Hirntod und daraus sich ableitende Entscheidungen Einzelner über das Schicksal ihrer Angehörigen vereinfachen durch Information über jene Fakten, die unstrittig sind, aber wohl auch über die noch ungeklärten oder nie zu lösenden Probleme. „Der Hirntod gehört ins Schulcurriculum“, so seine Forderung. Denn nur durch frühzeitige und umfassende Informationen seien die Menschen darauf vorbereitet, Entscheidungen unbelastet zu treffen, die ihnen sonst erst unter dem Druck einer emotionalen Ausnahmesituation auferlegt werden.

Die Auseinandersetzung mit dem Hirntod, sagt Dag Moskopp, ist für eine Gesellschaft mit einem ausdifferenzierten medizinischen

Die Auseinandersetzung mit dem Hirntod, sagt Dag Moskopp, ist für eine Gesellschaft mit einem ausdifferenzierten medizinischen System, das auf Maßnahmen der Lebenserhaltung über das Hirnversagen hinaus täglich zurückgreift, unumgänglich.

Dass hier freilich keine eindeutigen Prinzipien und endgültige Wissensinhalte dem Menschen die Entscheidung abnehmen können, wird in der an den Vortrag anschließenden Diskussion noch einmal besonders deutlich. Nicht abstrakte Kriterien, sondern der behandelnde Arzt persönlich habe für seine Diagnose einzustehen, so Moskopp. Die Hirntoddefinition sei letztlich eine „Arbeitsdefinition“, wenn auch eine sehr gut bewährte und auf Grund doppelter, voneinander unabhängiger Untersuchungen annähernd sichere.

Insgesamt erscheint Professor Dag Moskopp als Pragmatiker, als der „Nervenhandwerker“, als welchen er sich eingangs bezeichnet hat. Er folgt einer situativen Ethik, die nicht nach eindeutigen Prinzipien, sondern nach zwei Faustregeln funktioniert: Dem Leben eine Chance geben – aber dabei niemanden schädigen.

Trotz aller grundsätzlichen Einschränkungen, „Unschärfen“, wie Moskopp sagt, erscheint ihm nach seinen pragmatischen Maßgaben der Hirntod letztlich als eine „klare Gegebenheit“. Aus dieser klaren Gegebenheit allerdings Handlungsrichtlinien etwa für eine Transplantationsmedizin abzuleiten, die über eine im Vorraus durch den Patienten genehmigte Organspende hinausgeht, das traut sich der Neurochirurg dann doch nicht zu: „Das entscheiden andere.“

Der Beruf des Pfarrers - Glaube versus Wissen?

Im kleinen Rahmen, aber erfreulicherweise mit einigen Gästen, die nicht am Projektstudium teilnehmen, veranstalteten wir eine Gesprächsrunde mit Pfarrer Alexander Tschernig, um persönliche und fachliche Fragen zum Thema „Glauben und Wissen“ zu klären.

Die erste Frage, die unbedingt gestellt werden wollte, war: „Was würden Sie Menschen antworten, die finden, dass das wissenschaftliche Weltbild und der Glaube sich widersprechen?“ Daraufhin meinte Tschernig, diese angeblichen Widersprüche seien Klischees, die bei einem Gespräch zwischen Tür und Angel schlecht zu widerlegen seien. Aus seiner Erfahrung jedoch erwarteten viele Menschen trotz ihrer ausschließlich wissenschaftlichen Haltung bei Beerdigungsgesprächen, dass die Kirche vom Leben nach dem Tod redete und davon, dass nach dem Tod nicht alles aus sei.

Daran schloss die Frage an, wie der Pfarrer damit umgehe, wenn Gemeindeglieder mit Zweifeln zu ihm kämen. Dabei handele es sich eher um Vorurteile und Unwissen als um handfeste Zweifel, antwortete Tschernig. Die Geschichten aus den Evangelien, beispielsweise von der Auferstehung, seien eher als religiöse Poesie mit tiefem Sinn zu verstehen als als Tatsachenberichte. Auf die Frage, was er persönlich zum Thema Tod und Leben nach dem Tod glaube, bekannte unser Gesprächspartner, er denke, dass mit dem Tod nicht alles aus sei. Er wolle auf ein Leben nach dem Tod hoffen, weil man sonst nicht mit Gerechtigkeit rechnen könne. „Ich will nicht glauben, dass die Mörder über ihre Opfer triumphieren. Das will ich gar nicht glauben.“

Auch die Frage nach dem Sinn von Kirche spielte eine Rolle in unserem ca. zweistündigen Gespräch. Alexander Tschernig argumentierte, dass die Religion und der Glaube auf ausschließlich individueller Ebene keine Zukunft hätten. „Es würde nicht weitergehen.“ Doch er wisse auch, dass menschliches Zusammenleben auch außerhalb der Kirche passiere. Von dort kamen wir im Gespräch zu der grundlegenden Frage, was eigentlich wirklich menschlich sei und schließlich zu der Antwort, dass sich das Menschliche nicht szientistisch ausrechnen lasse.

Eine große Diskussion entbrannte daraufhin über die Frage, was das richtige Vorgehen in Seelsorgesituationen sei. Inwiefern soll der Pfarrer die christliche Perspektive zum Leben in das jeweilige Gespräch mit einem notleidenden Menschen einbringen und ihm oder ihr Ratschläge geben? Oder befindet sich der Pfarrer in einem Seelsorgegespräch ausschließlich in der Rolle des wohlwollenden Zuhörers? Tschernig bezieht zu dieser Frage vehement Stellung und lässt sich nicht durch unsere Forderungen nach einem normativen Input in Seelsorgesituationen beirren. „Meist wollen die Leute gar keine Ratschläge.“ Sie suchten vielmehr einen Menschen, der ihnen zuhört und mit ihnen über ihr Leben spreche. Das helfe ihnen eine eigene Lösung zu finden und sich besser mit sich selber auseinander zu setzen. „Die christliche Perspektive kann man doch in einem Buch nachlesen, deshalb kommen die Menschen doch nicht zu mir. Ich kann nicht entscheiden, was die christliche Perspektive für diesen Menschen darstellt.“

Zum Ende kam das Gespräch doch noch einmal zurück zur Rolle des Pfarrers bzw. der Kirche in der Gesellschaft. Der Pfarrer sei zuerst ein Gemeindeleiter, stellte Tschernig klar. Danach sei er zudem in der Rolle, ein Repräsentant der Kirche zu sein und der Kirche ein Gesicht zu geben. Die Rolle des Pfarrers sei nicht eindeutig festzulegen, sondern zerfalle je nach Fähigkeiten und Interessen der jeweiligen Person. Ihm persönlich mache es viel Spaß in die Rolle des „Kommunikators“ zu schlüpfen: In der Gemeinde könne er Kindern und Jugendlichen den Raum geben, jugendlich zu sein, den sie in der Gesellschaft oft nicht mehr finden könnten, aber ihnen dabei trotzdem die hilfreichen Grenzen setzen.

HIV als Ursache von AIDS - Wissen oder Glaube?

Auf der Suche nach einem Diskussionsthema, dass die Problematik von Wissen und Glauben an einem konkreten, auch gesellschaftlich relevanten Beispiel aufzeigt, stießen wir auf eine durchaus nicht einfache Thematik: Ein Teilnehmender des Projekts machte uns darauf aufmerksam, dass es im Fall der Immunschwächekrankheit Aids über deren Ursache und die daraus zu folgernden, richtigen Behandlungsstrategien erhebliche Uneinigkeit gäbe. In der Tat, so stellten wir in der Folge fest, gibt es weniger in der etablierten Medizin als auf zahlreichen Seiten im Internet und in Kreisen eher marginalisierter MedizinerInnen eine fast schon erbittert zu nennende Debatte darüber, ob Aids tatsächlich durch das sogenannte HI-Virus verursacht werde, das ja heute im öffentlichen Diskurs nahezu synonym mit der Krankheit genannt wird. Dabei mischen sich teils paranoid anmutende Thesen über Verschwörungen von Pharmaindustrie und medizinischer Forschung mit - mindestens auf den ersten Blick - sehr ernst zu nehmenden Zweifeln und Bedenken.

Einerseits interessierte es uns nun, mit einem Vertreter dieser fundamentalen Kritik ins Gespräch zu kommen, da sie einem Zweig der modernen Medizin genau das vorzuwerfen scheint, was wir in manchen Bereichen der Wissenschaft vermutet hatten: Unbewiesene Hypothesen zu gesicherten Kenntnissen zu erklären und somit einen Glauben als Wissen zu behandeln. Andererseits zeigte sich schnell: Der für eine seriöse Diskussion in Frage kommende Personenkreis ist klein, namhafte KritikerInnen der offiziell anerkannten Position gibt es - im Unterschied zu früher - heute in Deutschland wohl nicht mehr. Wir entschieden uns schließlich die eher unbekannt und in der Forschung wenig vernetzte, aber ruhig und sachlich argumentierende Frankfurter Ärztin Juliane Sacher einzuladen. Immerhin hat sie jahrzehntelang Aidskranke behandelt und leitete einst eine der größten Schwerpunktpraxen mit Aids-Patienten, was sie sogar in eine staatliche Kommission zum Umgang mit Aids führte. Nach kritischen bis diffamierenden Äußerungen über Frau Sacher - die mittlerweile ihre Kassenzulassung zurückgegeben hat und ihre PatientInnen vorwiegend in der Esoterikszenen zu finden scheint - muss man allerdings im Internet auch nicht lange suchen.

Sei's drum, wir entschieden uns für eine Diskussionsveranstaltung im kleinen Rahmen und bereiteten uns inhaltlich gut vor. Frau Sacher stellte dann in, wie wir gehofft hatten, sachlicher und eher zurückhaltender Weise ihre Thesen dar. Diese lauten: Die Krankheit Aids wird aller Wahrscheinlichkeit nicht durch das HI-Virus ausgelöst. Dieses Virus konnte niemals überzeugend nachgewiesen werden. Unsere Recherchen hierzu im Vorfeld ergaben, dass in der Tat eine eindeutige 'Reindarstellung' des Virus - wie allerdings auch im Falle einiger anderer bekannter Viren - niemals gelungen ist. Mit zwei einander ergänzenden Tests schließen die Mediziner heute indirekt auf die Existenz des HI-Virus. Dass dieses Verursacher der Krankheit sein könnte, hält Frau Sacher aber auch deshalb für unglaubwürdig, weil die Übertragung der Krankheit für eine virale Infektion eher ungewöhnlich abläuft (es stecken sich viel weniger Menschen gegenseitig an, als man zunächst befürchtete) und zumindest in den Industrieländern eigentlich immer nur einige, wenige Risikogruppen betroffen sind. Da liege es viel näher, die Krankheit im Hinblick auf die Lebensgewohnheiten dieser Gruppen zu erklären. Und hier seien es nun vor allem Drogen- und Medikamentenkosum erheblichen Ausmaßes, der das Verhalten praktisch aller von der Krankheit betroffenen Menschen kennzeichne. Deshalb sei davon auszugehen, dass Aids vor allem die Folge einer Vergiftung durch unterschiedlichste, körperfremde Chemikalien sei. Dabei könne zwar eine Mitwirkung von Viren nicht ausgeschlossen werden und ebensowenig die Übertragung von Mensch zu Mensch, wenn diese auch viel seltener geschehe als gemeinhin angenommen. Eine Behandlung durch antiretrovirale Medikamente sei aber nur temporär und nur wegen deren zytostatischer, also auf die Verlangsamung des Zellwachstums zielender Wirkung empfehlenswert, eine langfristige Behandlung - angesichts der schwerwiegenden Nebenwirkungen - wenig sinnvoll. Hierin liegt natürlich ethische Sprengkraft: Eine große Zahl von Aids-Patienten bzw. fälschlich (?) HIV-positiv diagnostizierter Menschen würde dann wohl bis heute in fragwürdiger Weise therapiert. Dahinter will Frau Sacher indes keine böse Absicht oder gar verschwörerische Energie entdecken, sondern lediglich "eine Verkettung unglücklicher Umstände", also primär Irrtümer der Forschung und deren Folgen.

Unser Eindruck ist ambivalent. Frau Sacher vertritt eindeutig eine Außenseiterposition, die heutzutage kaum einen namhaften Forscher mehr für sich gewinnen kann. Die Allgemeinmedizinerin argumentiert auf der Grundlage ihrer Praxiserfahrung und der Kenntnisse aus einem lange zurückliegenden Medizinstudium. Nennenswerte Forschungen hat sie nicht angestrengt, ihre Überlegungen zu den möglichen Ursachen von Aids stützt sie auf Forscher, deren Reputation zu einem guten Teil als zweifelhaft gilt. Sie beruft sich auf Studien, für die sie uns - auch auf spätere Nachfrage - keine Belege nennen kann oder will. Andererseits wirkt Frau Sacher bei der Vorstellung ihrer Thesen denkbar aufrichtig. Sie ist nicht um die Verschleierung offensichtlich existierender Wissenslücken ihrerseits bemüht, argumentiert - bis auf die mysteriösen Studien - transparent und wird niemals laut. Mit dem gesunden Menschenverstand einer Ärztin wie man sie in jeder Hausarztpraxis antreffen könnte hinterfragt sie das, was in der Medizin als sicheres Wissen gehandelt wird. Denn unsere Recherche in Lexika und Medizinlehrbüchern ergibt schnell: Dort steht das HI-Virus als Ursache von Aids in keiner Weise in Frage. So sicher scheint man sich zu sein, dass von anderen, möglichen Erklärungen überhaupt nicht die Rede ist. Insofern scheint die Sache klar, und kritische Fragen lassen in der anschließenden Diskussion nicht lange auf sich warten. Andererseits lassen uns die Thesen von Frau Sacher und anderen HIV-SkeptikerInnen auch nicht ungerührt - im Gegenteil. Wir fragen uns auch, warum die Übertragbarkeit der Krankheit zunächst als so viel höher eingeschätzt wurde, als sie es letztlich zu sein scheint. Wir fragen uns, warum sie fast ausschließlich dort auftritt, wo auch Drogenkonsum vorherrscht, während doch die Übertragbarkeit durch Stichverletzungen mit Spritzen auch vom Robert-Koch-Institut als extrem gering eingestuft wird. Wir fragen uns, warum in Afrika zum Teil bis heute auf der Grundlage einer Aids-Definition gearbeitet wird, die derart unspezifisch erscheint, dass alle möglichen Krankheiten darunter subsumiert werden können. Und wir fragen uns, ob es nicht in der Tat bedenklich ist, wenn die gegen die Krankheit Aids eingesetzten Medikamente mittel- bis langfristig viele jener Symptome auslösen können, die eigentlich der Krankheit selbst zugeschrieben werden.

'Die Wahrheit über Aids' wie sie manche KritikerInnen der offiziell anerkannten Sicht in Aussicht stellen haben wir durch den

Die Wahrheit über Aids, wie die meisten Kriterien der einzig anerkannten Sicht in Russland stehen, haben wir durch den Vortrag von Frau Sacher und unsere eigene Auseinandersetzung mit dem Thema sicherlich nicht gefunden. Am Ende bedauern wir, dass wir - angesichts der erheblichen Komplexität dieser offenbar noch vielfach unverstandenen Krankheit - nicht noch eine Gegenexpertise eingeholt haben. Das wäre angesichts der Reserviertheit der etablierten Medizin gegenüber den HIV-KritikerInnen wohl nicht einfach gewesen, aber vielleicht hätte sich doch jemand bereitgefunden, sich ergebnisoffen mit deren Thesen auseinanderzusetzen. Dass dies bisher offenbar nicht geschieht, finden wir bedauerlich. Denn auch, wenn die Zweifel an der medizinisch bisher anerkannten Ursache von Aids letztlich auf Missverständnissen beruhen können, so weisen sie doch auf ein Problem, mit dem sich die Medizin als Ganze auseinandersetzen sollte. Immer dort, wo Forschungsprozesse nicht abgeschlossen sind (und das ist in der Medizin nicht selten der Fall), ist es problematisch, wenn Zwischenergebnisse und Hypothesen wie sicheres Wissen behandelt werden. Wir waren alle denkbar verblüfft, dass es Viren 'gibt' deren Existenz gar nicht einwandfrei bewiesen wurde. Predigt die Medizin hier einen Glauben, wenn sie sich trotzdem überzeugt zeigt, dass diese existieren? Natürlich erwarten Patienten, Krankenversicherungen und Pharmakonzerne von der medizinischen Forschung eindeutige Aussagen, bevor ein Medikament zugelassen wird. Aber ist diese Erwartung mit redlichen Methoden immer zu befriedigen?

Uns wird klar: Bis zu einem gewissen Punkt sind wir alle auch Gläubige der modernen Medizin. Natürlich weiß fast niemand von uns, wie, warum und gegen was Medikamente wirken. (Oftmals weiß das übrigens nicht einmal der Pharmakonzern der sie herstellt. Er weiß nur, dass sie wirken.) Die Medizin sollte diesen Glauben an die Richtigkeit ihrer Thesen und die Sorgfalt ihrer Forschungsarbeit, der teilweise einen erheblichen Vertrauensvorschuss bedeutet, nicht missbrauchen und sich mühen, eigene Wissenslücken offenzulegen. Aber natürlich kann sie das nur mit PatientInnen, die es akzeptieren, wenn ihr Arzt ihnen sagt: "Ich glaube, ich weiß, welche Krankheit sie haben."

Die ökologische Krise - Naturwissenschaft als destruktiver Glaube?

Bedarf unsere moderne Technikzivilisation eines radikalen Bewusstseinswandels? Führt die positivistisch ausgerichtete Naturwissenschaft in die Sackgasse? Ist ein ganzheitliches kosmologisches Denken der Ausweg aus der ökologischen Krise?

Jochen Kirchhoff wurde vom Projektforum „Ich glaube ich weiß es“ eingeladen, um einen philosophischen Querdenker zu Wort kommen zu lassen, der sich gegen das Weltbild der herrschenden Naturwissenschaft wendet. Angestoßen durch Prof. Rudolf Bahro konnte Kirchhoff 1991 – 2002 als Gastdozent im Rahmen des Studium Generale eine ganze Vorlesungsreihe über Naturphilosophie etablieren. Er hat in der Folge eine Reihe Bücher verfasst, in denen er Fragen entwickelt hat, mit denen er offenbar versucht das Mainstream-Bewusstsein anzuregen, die Welt mit anderen Augen wahrzunehmen. Durch seine unermüdliche Art Fragen bis in die Tiefe des Unwissbaren zu stellen, wirft Jochen Kirchhoff ohne Zweifel brauchbare Gedanken auf, die das Potential haben, das Fundament vieler Wissenschaften zu erschüttern. Im Kern geht es dabei Kirchhoff um Fragen wie „Wer bin ich?“ oder „Gibt es einen Sinn des Ganzen?“ Doch um in die Tiefe seiner Philosophie vorzudringen empfiehlt Kirchhoff die Lektüre seiner Bücher. Zu weit scheint das Themenfeld, um es in der Kürze erfassbar zu machen, denn es geht um nicht weniger als um Alles. Doch obwohl Jochen Kirchhoff in dem zwei stündigen Gespräch mir einen tiefen Einblick über seine Antworten gab, die er in fragender Form an uns richtete, fällt es mir schwer zu erfassen, wodurch er mich eigentlich bereichert hat. Wer sich allerdings selbst als ein Suchender bezeichnet, wird in der Literatur Kirchhoffs viele tiefgründige Fragen finden, so viel ist sicher.

Zum Verhältnis von Wissen und Glauben in Forschung, Lehre und Gesellschaft

Als Höhepunkt unseres Projekts hatten wir eine Podiumsdiskussion mit drei ProfessorInnen unterschiedlichster Disziplinen im Senatssaal der HU geplant. Somit waren wir sehr erfreut, als wir schließlich die Zusagen der Wirtschafts- und Sozialhistorikerin Dorothea Schmidt (HWR Berlin), des Literaturwissenschaftlers und Mystikexperten Hans Dieter Zimmermann (TU Berlin) sowie des Mathematikers und Quantenphysikers Matthias Stauffer (HU Berlin) vorliegen hatten. Mit ihnen wollten wir über unser Grundthema, also die Rolle von Wissen und Glauben in ihren jeweiligen Forschungsbereichen und darüber hinaus sprechen.

Den so einmal zu Stande gekommenen, interdisziplinären Dialog wirklich in Schwung zu bringen, erweist sich dann aber als gar nicht so leicht. Schnell stellt sich heraus: Von einem Grundlegenden Interesse am Fachbereich der anderen einmal abgesehen, haben unsere Gäste nicht nur wenig Kenntnis von der Arbeit der jeweils anderen (was wohl nur natürlich ist), sie sind bisher auch nur sehr selten mit KollegInnen dieser, für sie fremden Fächer ins Gespräch gekommen.

Wir mühen uns mit vorbereiteten Fragen, dieses Gespräch nun entstehen zu lassen - was uns manchmal gelingt, manchmal aber auch über eine Art Einzelgespräch nur zwischen uns ModeratorInnen und dem jeweils befragten Gast nicht hinaus kommt.

Trotzdem gibt es konkrete, zum Teil sehr spannende Ergebnisse - und nach einer Phase des Miteinander-Warmwerdens fangen die einander (fachlich) fremden zunehmend an, miteinander zu diskutieren. Und allesamt scheinen sie auf ihre Art darin übereinzustimmen, dass die Verfügbarkeit sicheren Wissens in ihren Disziplinen keine Selbstverständlichkeit darstellt, dass Glauben mindestens hier und da, eine nicht unwichtige Rolle spielen kann.

So berichtet die Wirtschaftswissenschaftlerin Dorothea Schmidt von den Glaubensüberzeugungen einer neoklassischen Ökonomik, die sie als 'Orthodoxie' tituliert, weil ihre Art, vielfach unbewiesene Überzeugungen dogmatisch vorzutragen der Haltung mancher Kirchenmänner vergangener Jahrhunderte ähnele. Die mathematischen Modelle dieser Sozialwissenschaft seien im Vergleich zur Realität, die sie beschreiben will, unterkomplex. Daraus entstünden dann fragwürdige Schlüsse, insbesondere dann, wenn sogar die Zukunft prognostiziert werden soll. Ihrer Disziplin, so Schmidts Fazit, täte es gut, sich eine Einsicht John Maynard Keynes mehr zu Herzen zu nehmen: "We simply do not know." Nichtwissen nämlich, sei in den Wirtschaftswissenschaften allgegenwärtig und somit jene, die über alles und jedes Bescheid wissen wollen, eben mehr Priester einer Orthodoxie als echte Wissenschaftler. Matthias Staudacher, dessen Forschungsgebiet wohl das für Fachfremde am wenigstens verständliche ist - die Quantenphysik - weiß auch vom Problem des Nichtwissens zu berichten. Zwar sieht er die Aufgabe der (Natur)Wissenschaft darin, Glauben durch Wissen zu ersetzen und diese dabei insgesamt auf einem guten Weg. Aber zunächst einmal beginne man eben immer beim Nichtwissen, müsse man sich auch bewusst machen, dass der Rückgriff auf Forschungsergebnisse von Kollegen stets die Bereitschaft zum Glauben an deren Sorgfalt und Redlichkeit voraussetze. Zwar könne prinzipiell alles in seiner Disziplin überprüft werden - aber wer habe schon die Zeit dazu? Und schließlich gebe es eben in der Physik viele Theorien, die über Jahre und Jahrzehnte hinweg unbewiesene Hypothesen bleiben. So bekennt er etwa den Glauben an eine zehndimensionale Welt - sicher sei diese Überzeugung einmal zu beweisen oder zu falsifizieren - aber zu seinen Lebzeiten? Der Physiker weiß es nicht. Nur mit einem Vorurteil räumt er gleich zu Beginn auf: Die Quantenphysik als solche bedeute nicht das Ende sicheren Wissens. Sie zeige lediglich die Unmöglichkeit auf, bestimmte Zustände in allgemein verständlicher Sprache zu beschreiben. Ach ja: Ein ernsthaftes Problem mit Glauben könnte die Physik dann doch haben. Vielleicht, so Staudacher, fühle sich manchmal ein Kollege gemüßigt, potenzielle Geldgeber teurer Grundlagenforschung nahende Erfolge und baldigen Anwendungsnutzen glauben zu machen, obwohl er es besser wisse. Das sei nicht auszuschließen, wenn es wohl auch nicht regelmäßig geschehe.

Der Literaturwissenschaftler und bekennender Musil-Fan Hans Dieter Zimmermann fühlt sich selbst als Gläubigen der Naturwissenschaft. Diese fasziniere ihn, ihre Erkenntnisse nachprüfen könne er aber nicht. Der Zugang zu seinem Fach sei da weit einfacher. Da es dort aber mehr ums Erzählen und ganzheitliche, existenzielle Verstehen von Lebenssituationen gehe und weniger um die Erklärung von Wirklichkeit im naturwissenschaftlichen Sinne, seien die Probleme, die seine Disziplin mit dem Glauben habe eher anders gelagert. So gebe es etwa gewisse Ikonen unter LiteraturwissenschaftlerInnen wie AutorInnen, an welche die gesamte Zunft immer für einige Zeit lang 'glaube', insofern, dass sie ihr Urteil oder ihre Kunst über alles andere stelle. Hier täte mehr kritische Rationalität den Germanisten gut, so Zimmermann. Eine positive Rolle des Glaubens im Sinne einer Offenheit für objektiv Unbeweisbares kann Zimmermann indes auf dem Gebiet der Mystik und insbesondere in den Schriften des von ihm verehrten Autors Robert Musil entdecken. Der Versuch mystischer Versenkung sei ein Erkenntniswille, der subjektives Wissen anstrebe - sich insofern aber auch wieder vom Glauben etwa an ein festes Lehrgebäude deutlich unterscheide.

Um aber solchen Glauben zu vermeiden, der dem verfestigten Irrtum zum Verwechseln ähnlich sieht, erachten es alle drei GesprächsteilnehmerInnen - wenn auch in unterschiedlichem Maße - als wichtig, sich nicht nur auf die Herangehensweisen einer Disziplin zu stützen. Frau Schmidt sähe es gern, würden Ökonomen sich an der akribischen Vorgehensweise empirischer Naturwissenschaft ein Beispiel nehmen und gleichzeitig die Einsichten narrativer, geschichtsbewusster Geisteswissenschaft zur Kenntnis nehmen. Herr Zimmermann bewundert die Mathematik und weiß um die Vergänglichkeit und Veränderlichkeit der Überzeugungen seiner eigenen Fachkollegen. Und Herr Staudacher will nicht ausschließen, dass wichtige physikalische Erkenntnisse auch durch Romanlektüre oder sogar Eingebungen im Traum entscheidend beeinflusst werden können.

Danach befragt, ob er selbst, in der eigenen Forschung Glaubensüberzeugungen anhängen würde, gibt sich überraschenderweise (?) der Naturwissenschaftler am offensten für diese freundliche Unterstellung. Da er ja stets Glaube in Wissen verwandeln möchte, ist es für ihn eine Selbstverständlichkeit, dass Glaube bis auf Weiteres aus seiner Arbeit nicht wegzudenken ist. Die Wirtschaftswissenschaftlerin erblickt den Glauben an Unbeweisbares vorwiegend bei ihren Gegnern, den Neoklassikern, weist aber die Vermutung nicht vollkommen zurück, dass auch sie einem falschen Glauben aufsitzen könnte. Für den Literaturwissenschaftler schließlich scheint sich dieses Problem gar nicht recht zu stellen. Wenig auf die Erlangung exakten und objektiven Wissens bedacht, ist es ihm eher wichtig, dass das Gespräch über Literatur nicht versiegt, seien auch die in Form von Moden sich wandelnden Überzeugungen seiner Disziplin dabei bisweilen fragwürdig.

Wertevermittlung durch Universitäten - Mit Wissenschaft den Glauben ersetzen?

Zum Abschluss unseres Projektstudiums konnten wir zwei prominente Gesprächspartner - den HU-Staatsrechtler Christoph Möllers und den Präsidenten der Universität, Jan-Hendrik Olbetz für eine Podiumsdiskussion zu der Frage "Wertevermittlung durch Universitäten?" gewinnen. Mit einem Juristen und einem diktaturerfahrenen Pädagogen wollten wir also darüber sprechen, inwiefern Universitäten als öffentliche Bildungsinstitutionen dem mal explizit, mal implizit formulierten Auftrag gerecht werden können, moralische Grundlagen zu vermitteln und zu reproduzieren - während sie sich doch gleichzeitig einer zumindest im weitesten Sinne wertfreien Wissenschaft verpflichtet sehen, die keinesfalls mehr auf religiöse oder sonstige Glaubensüberzeugungen zurückgreifen will!

Beide Diskutanten sind sich dabei in einem Grundlegenden Punkt einig: eine Universität kann nicht im luftleeren Raum agieren, ihre Existenz und ihr Einsatz für ergebnisoffene Forschung sind bereits "ein Statement", wie es Christoph Möllers formuliert. Daraus allerdings abzuleiten, die Unis müssten konkrete Werte vermitteln, zu einem bestimmten moralischen Verhalten erziehen, sind

weder Möllers noch Olbertz bereit. Der Präsident findet, Universitäten und auch Schulen könnten und sollten zur Reproduktion von in der Gesellschaft bereits vorhandenen Werten beitragen, aber das sei nicht möglich durch eine 'Erziehung zur Moral', sondern nur durch Bereitstellung eines institutionellen Rahmens innerhalb dessen Bildung möglich wird. Noch zurückhaltender formuliert es der Staatsrechtler Möllers, der Zweifel anmeldet an der Vorstellung eines gemeinsamen Wertefundaments das durch Bildungsinstitutionen gepflegt und gestützt werden könnte. Sicherlich operierten alle Wissenschaften innerhalb eines gemeinsamen Diskursraumes, seien "gesellschaftlich eingebettet", ohne dies manchmal in ausreichendem Maße zu realisieren und dem Anspruch 'wertfreier Wissenschaft' zu entsagen. Aber daraus umgekehrt zu einer werthaltigen Wissenschaft, zur expliziten Vermittlung konkreter Werte übergehen? Das erscheint Möllers weder möglich noch wünschenswert. Die Juristerei etwa könne nicht mehr leisten, als gesellschaftliche Konflikte dadurch zu entschärfen, dass sie diese gerade entmoralisiert - also aus einem ethischen Konflikt einen Rechtsfall macht, der nach transparenten Kriterien nüchtern entschieden werden kann und das moralische Urteil durch ein juristisches ersetzt. Nichtsdestotrotz sei es natürlich wünschenswert, angehenden JuristInnen nicht nur technische Fähigkeiten, sondern auch Einfühlungsvermögen und moralisches Fingerspitzengefühl zu vermitteln - was derzeit kaum geschehe.

Befragt, wie Universitäten ihre Studierenden auf deren mögliche, zukünftige Funktion als Entscheidungsträger vorbereiten könnten, wenden sich ebenfalls beide gegen allzu direkte Belehrungsversuche: Verantwortung, so Jan-Hendrik Olbertz, sei "die Fähigkeit, sich zwischen Alternativen zu entscheiden". Diese Fähigkeit müsse im Studium immer wieder eingeübt werden, aber nicht in speziell dafür vorgesehenen Kursen. Damit verfehle man das Ziel mit Sicherheit; eine Möglichkeit sei dagegen den interdisziplinären Dialog zu stärken, um auch die impliziten Entscheidungen sichtbar zu machen, die ein/e jede/r durch die Wahl seines Studienfaches und dessen Methodik trifft. Christoph Möllers betont, es sei Aufgabe der Lehrenden, Studierenden immer wieder deutlich zu machen, dass sie für ihr Leben selbst verantwortlich seien, dass ihre Studienwahl und ihre berufliche Karriere nicht ausschließlich durch äußere Beweggründe bestimmt werden dürften.

So plädierten also beide Professoren für ein entschiedenes Ergreifen der durch unser Hochschulsystem gewährten Freiheiten und überantworten damit die Aufgabe der Auffindung und Reproduktion von Werten ganz überwiegend den in unseren Bildungssystemen lehrenden und lernenden Individuen, wollen nicht etwa von oben herab einen feststehenden Wertekanon vermittelt sehen.

Vielleicht die geeignete Herangehensweise in einer Demokratie. Aber wie sieht es unter anderen Bedingungen aus, wollen wir wissen? Und wie kann sich die Universität vor dem Verlust jener Freiheiten schützen, die zum Treffen eigener (Wert)urteile und zur Entwicklung eigener (Wert)positionen befähigen sollen? Präsident Olbertz betont daraufhin noch einmal die essenzielle Bedeutung solcher Freiheiten und fordert dazu auf, diese keinesfalls preiszugeben. Andererseits - spätestens hier der Verweis auf die eigene Biographie als DDR-Bürger - sei es an den Universitäten der DDR in Grenzen möglich gewesen, frei zu forschen. Diesen Weg zu gehen, sei die persönliche Entscheidung jedes einzelnen gewesen, er habe sie letztlich nicht bereut. Der Staatsrechtler Möllers macht noch einmal darauf aufmerksam, dass die Verfassung der Bundesrepublik gegen Verhältnisse wie in der DDR nur begrenzten Schutz bietet, auch wenn unser Rechtssystem durch viele Schutzfunktionen einen Abbau von Grundrechten stark verlangsamen könne. Vorerst sieht er allerdings keine großen Gefahren für unser freiheitliches System, wenn es auch gelte wachsam zu bleiben und auf Seiten der Lehrenden der Universitäten, sich immer wieder mutig und tätig einzumischen und nicht in den sprichwörtlichen Elfenbeinturm zurückzuziehen.